

Wir sind nur die Kumpel

Römerberggespräche: Europa und die USA nach „Merkel-Gate“

„Wer hat Angst vor Uncle Sam?“ fragten am Samstag die diesjährigen Römerberggespräche in Frankfurt. Moderator Alf Mentzer hatte erst einmal keine Angst – er war Uncle Sam dankbar. So dankbar, dass er die amerikanische Regierung und die NSA als „Sponsoren“ der Veranstaltung nannte, weil sie ihr mit „Merkel-Gate“ zu unverhoffter, tagesaktueller Brisanz verholfen hatten. Es hing ein Brennpunkt-Gefühl über dem Chagallsaal im Frankfurter Schauspielhaus, obwohl es nicht um neue Details zum Abhörskandal, sondern um sehr grundsätzliche Fragen der transatlantischen Beziehung gehen sollte. Um Irritation und Inspiration, ausgehend von einem Land, das erfolgreiche Museen und gefeierte Fernsehserien hervorbringt, aber auch die Tea Party und einen sehr robusten Umgang mit Völkerrecht und Datenschutz

„Große Dinge spielen sich ab“, sagte der Historiker Dan Diner. Der aufgedeckte Lauschangriff auf Merkels Mobiltelefon sei das „Gründungsereignis“, nach dem sich das Verhältnis zwischen Europa und den USA neu bestimmen müsse. Er zitierte die EU-Justizkommissarin Viviane Reding, die das geplante Datenschutzabkommen vergangene Woche als die „Unabhängigkeitserklärung Europas“ von Amerika bezeichnet hat. Amerika sei kein Staat unter anderen, sagte Diner, eine Partnerschaft zwischen Gleichrangigen sei mit den USA für kein Land der Welt möglich. Trotzdem hielt er ein Plädoyer für die Partnerschaft. Angesichts von europäischen Sollbruchstellen wie der zwischen Nord und Süd sei eine stabile Europäische Union sei nicht ohne Amerika als Gegengewicht zu haben. Die EU brauche eine transatlantische Brücke – sonst könnte der große Einfluss Deutschlands innerhalb Europas zu gefährlichen Spannungen führen. Europa lebe noch immer unter dem Schock des Zweiten Weltkriegs. Wenn der sich nun langsam legt, treten die kulturellen Unterschiede zwischen den Staaten in den Vordergrund. Wie aber kann man die USA zwingen, sich anderen politischen Kulturen wenigstens zu nähern? Als Historiker fühlte sich Diner für dermaßen praktische Fragen nicht zuständig, gab dann aber doch einen Hinweis: Europa und Amerika müssten sich gegenseitig neu kennenlernen und akzeptieren, dass sie weniger gemeinsam haben, als besonders die Europäer es sich wünschen: „Es ist eben nicht alles irgendwie gleich.“

Zumindest in der ästhetischen Dimension konnte die Amerikanistin Elisabeth Bronfen mit Ähnlichkeiten und Kompatibilität beruhigen. Fernsehserien wie „The Wire“, „Mad Men“ und „Homeland“ seien auch in Europa so erfolgreich, weil sie europäische Erzähltraditionen aufgreifen: den Blick von unten, das widerständige Individuum im Kampf mit dem übermächtigen System. Das amerikanische Quality TV verbinde diese Tradition mit dem sehr amerikanischen Pathos des Individualismus. Dass die Spionageserie „Homeland“ mit ihren paranoiden, hochambivalenten Figuren Obamas Lieblingsserie sei, habe nach den Snowden-Enthüllungen allerdings einen „gruseligen Beigeschmack“, fand Bronfen.

Ulrich Haltern, Professor für Öffentliches Recht an der Universität Hannover, wehrte sich vehement gegen einen Diskurs, der Amerika die Veränderung und Europa das Beharren zuschreibt: „Vielleicht ist es genau andersherum.“ Aus Obamas Inaugurationsrede zitierte er fremd klingende Worte pathetischer Heldenverehrung. Opferbereitschaft für das Kollektiv sei in einer Weise zentral für das amerikanische Selbstverständnis, die Europäer kaum nachvollziehen können. Amerika pflege eine „politische Religion im tiefen Sinne“. Der amerikanische Volkssouverän sei ein mystisches, generationenübergreifendes Gebilde, die Verfassung „getauft mit dem Blut der Revolutionäre“ – während am Grundgesetz nur Wort und Inhalt zählen. Für Europäer sei es deshalb kein Problem, das Völkerrecht als gleichwertig zum eigenen nationalen und europäischen Recht zu akzeptieren. In Amerika hingegen bleibe fremdes Recht immer fremd. „Geliebt werden in Amerika nur Amerikaner“, sagte Haltern noch, „wir Europäer sind maximal Kumpel.“

KATHLEEN HILDEBRAND